

Adolf Lukas Vischer 1884-1974

Autor(en): Edgar Bonjour
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1974

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/9fb25515-7bb3-4c8c-ad2c-027dcb77f198>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

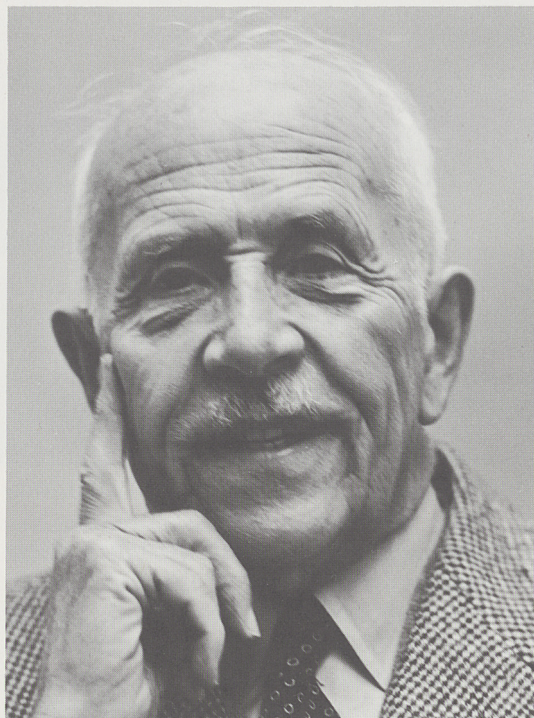
<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Adolf Lukas Vischer

1884-1974

Mit Adolf L. Vischer ist am 13. Juli 1974 aus Basel eine charakteristische Gestalt verschwunden, der nicht sobald eine gleichartige nachwachsen wird. Als er in der Mitte seines Lebens seine Gedanken über das Alter niederschrieb, ahnte er wohl kaum, dass er selber Freuden und Leiden der Betagten bis fast an den Rand des 90. Lebensjahres erfahren werde. Bei der Rückschau auf seinen Lebensgang und seine Lebensleistung wird uns bewusst, wie weit das alles zurückliegt.

Vischer wurde am letzten Tag des Jahres 1884 geboren, als siebtes Kind von Adolf Eberhard Vischer-Sarasin. Bestimmend wurden für ihn die Schuljahre am Lerbergymnasium in Bern, wo sein Vater das Diakonissenhaus leitete. Von dieser Jugendzeit her stammte seine lebenslängliche Liebe zu bernischer Landschaft und bernischem Wesen. Das Medizinstudium absolvierte er grösstenteils in Basel und wurde hierauf Assistent an der chirurgischen Universitätsklinik. Sie delegierte ihn im Herbst 1912 auf den serbisch-türkischen Kriegsschauplatz. In der Broschüre «An der serbischen Front» hielt er Erinnerungen an diese Wochen fest. 1916 reiste er im Auftrag des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes nach der Türkei und im fol-



genden Jahr nach England zur Besichtigung der Gefangenenlager. Aus den Erfahrungen, die er hier sammelte, entstand seine vielbeachtete Schrift «Die Stachel-drahtkrankheit».

Nach diesen Wanderjahren liess er sich in

Basel nieder, verheiratete sich mit Jeanne von Bonstetten aus Bern, eröffnete eine ärztliche Praxis und wurde Chefarzt des Altersheims am Bürgerspital. Aus der Aufgabe im Bürgerspital erwuchs eine Lebensarbeit: die theoretische und praktische Beschäftigung mit den Problemen des Alters. Mit Freunden zusammen schuf er die erste Alterssiedlung am Luzernerring, gründete, wiederum im Verein mit Freunden, die schweizerische Gesellschaft für Gerontologie und legte schliesslich die Ergebnisse seiner Forschung in dem reifen, nachmals in viele Sprachen übersetzten Buch nieder: «Das Alter als Schicksal und Erfüllung». Das Buch hatte eine so grosse Ausstrahlung, dass er zu Vorträgen im In- und Ausland eingeladen wurde. Diese Tournéen empfand er als willkommene Erweiterung seines Gesichtsfeldes. Als Gewinn betrachtete er auch seine Mitarbeit im Internationalen Komitee des Roten Kreuzes, in dessen Auftrag er mitten im Zweiten Weltkrieg eine Mission nach Ägypten durchführte. Sein Dienst am Los der Alten fand 1954 Anerkennung durch die Ernennung zum Ehrendozenten der Gerontologie an der Universität Basel, wie es ihm denn an Würdigungen seines Einsatzes auf so manchen Gebieten nicht gefehlt hat: Die Theologische Fakultät der von ihm betreuten Universität verlieh ihm den Dr. honoris causa. Das I.K.R.K. und die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied.

Nebenher lief in seinen besten Mannesjahren noch eine politische Tätigkeit. Im Jahre 1922 wurde er als Vertreter der Liberalen Partei in den Weiteren Bürgerrat und 1926 in den Grossen Rat gewählt. Sein Interesse für Staat und Politik blieb zeitlebens wach.

Er war aber seiner Natur nach nicht zum politischen Streiter geschaffen, und deshalb nahm er 1933 mit Freuden den Ruf in die Kuratel der Universität an und widmete hinfort den Universitätsgeschäften seine ganze Kraft.

Mit den angeführten Tatsachen und Daten ist jedoch nur der Umriss von Vischers Gestalt angedeutet. Die geistige Physiognomie, von liberaler Offenheit geprägt, erschliesst sich erst aus einer näheren Betrachtung seines Wirkungskreises. Wir können hier nicht jedem Zweige seiner vielfältigen Tätigkeit gerecht werden, dem trefflichen Gerontologen, dem feinfühlenden Hausarzt, dem geschickten Leiter anspruchsvoller Missionen, dem gediegenen Volksschriftsteller; sondern wir greifen nur *eine* Komponente seines Wirkens heraus und hoffen damit diejenige zu fassen, die ins Zentrum seiner Individualität führt: seine Mitarbeit in der Universitätskuratel. Hier erschliesst sich, so will uns scheinen, Vischers Wesen am deutlichsten.

Es sei dem Freunde gestattet, die Schilderung von Vischers Mitarbeit in der Kuratel mit einer persönlichen Erinnerung einzuleiten: Als ich in Bern vor vierzig Jahren einen Ruf an die Universität Basel erhielt und wochenlang unschlüssig blieb, ob ich ihn annehmen solle oder nicht, erreichte mich der Brief eines Unbekannten. Die klare, harmonische Handschrift weckte Vertrauen. Ich las mit steigender Gemütsbewegung, wie mich ein Mann mit altem Basler Namen geradezu beschwor, in die Rheinstadt zu kommen: Die Studenten verlangten, dass der schon lange verwaiste Lehrstuhl endlich wieder besetzt werde; die von aussen und innen ideologisch bedrohte Heimat erfordere, dass sich der geistige Widerstand besonders an der Grenze

durch historische Einsichten verstärkte; Basel öffne sich wie keine zweite Schweizer Stadt den Bürgern anderer Kantone und besitze eine starke Assimilationskraft. Ich gab der Wucht der auf mich einstürmenden Argumente schliesslich nach und habe meinen Entschluss, wie der Briefschreiber richtig voraussagte, nicht bereut.

Auf diese Weise hat Adolf L. Vischer sicherlich in die Laufbahn manches Dozenten schicksalhaft eingegriffen. Dazu glaubte er sich berechtigt, weil er von der Bedeutung und dem Wert seiner Heimatuniversität restlos überzeugt war. Es erstaunt noch in der Rückschau, wie ein vielbeschäftigter junger Arzt – Vischer zählte beim Eintritt in die Universitätskuratel fünfundvierzig Jahre – alle seine Kräfte für die Hohe Schule seiner Vaterstadt einsetzte. Er stand bewusst in der Tradition seines Grossvaters und Urgrossvaters, die als wahre Schutzgeister der Universität so viel geleistet hatten, und er wollte es ihnen gleichtun. Mit einer seltenen Empfänglichkeit für Geisteswerte und einem tiefen Verantwortungsgefühl für Kulturgüter begabt, bemühte er sich, der Universität und ihren Institutionen tüchtige Wissenschaftler zuzuführen. Mochten sich darunter auch eigenwillige Köpfe befinden, die zum Widerspruch herausforderten, ihn störte das nicht. Der akademische Lehrkörper sei stark genug, auch solche Individualitäten zu ertragen, meinte er. Ihm ging es darum, dass sie die Studenten und die gebildete Bürgerschaft anregten.

Vischer kümmerte sich nicht nur um die medizinische Fakultät, zu deren Betreuung er in erster Linie gewählt worden war. Auch die anderen Fakultäten lagen ihm am Herzen, ebenso die Museen und Institute, die zum Universitätsgut gehören. Er wuss-

te bis ins einzelne, was sie erstrebten, wie sie arbeiteten, wo sie krankten. Das war schon damals, trotz dem noch einigermaßen überschaubaren Kreis, eine Leistung. Mit seinem stupenden Personengedächtnis, seinem stets wachen psychologischen Interesse und seinem Verständnis für die verschiedenartigsten Erscheinungen war er für seine vornehmste Aufgabe, Besetzung von Lehrstühlen, in hervorragendem Masse geeignet. Ihr stellte er alles hintan, auch die täglichen Forderungen seines Berufes. Er zog umsichtig Erkundigungen über die ins Auge gefassten Kandidaten ein, reiste ihnen nach, setzte sich in ihre Vorlesungen, lud sie nach Basel ein, diskutierte mit ihnen und suchte sich ein selbständiges Urteil über sie zu bilden. War er einmal vom Wert eines Mannes überzeugt, trat er in den Wahlgremien zähe für ihn ein. Wie hat er nicht für seine Universität gestritten, sich geprügelt, wenn etwas schief ging. Es soll ihm und seinen Kollegen unvergessen bleiben, dass ihnen Berufungen gelangen, die zu den wichtigsten in der neueren Geschichte unserer Universität gehören: Karl Barth, Carl Gustav Jung, Rudolf Nissen, Karl Jaspers, um nur wenige zu nennen.

Ein geradezu rührender Zug an diesem Vollbasler, der eifersüchtig darüber wachte, dass das Ansehen seiner Vaterstadt von keiner andern Schweizer Stadt geschmälert werde, war seine helvetische Vaterlandsliebe. Oft hat er mit uns in der gespannten Vorkriegs- und Kriegszeit über das Wesen eidgenössischer Staatlichkeit diskutiert und leidenschaftlich gefragt, ob es sich lohne, für die eigenartige schweizerische Demokratie so viel zu opfern. Und er war bald einmal ganz von dem Sinn schweizerischer Staats- und Lebensformen überzeugt. Auch die nach Basel Berufenen

und hier Wirkenden sollten es sein. Seine stereotype Frage am Schluss von Erörterungen über Persönlichkeiten lautete, direkt und bohrend: Nicht wahr, er ist doch ein *echter* Schweizer? Erfüllt von dem Gedankengut des Neuhelvetismus, aber ohne jeden Chauvinismus, bemühte er sich in der bedrohlichen Vorkriegszeit mit seinen Kollegen August Rüegg, Ernst Thalmann, Fritz Hagemann, erledigte Professuren mit jungen Schweizern zu besetzen. Er besass den Mut, noch ganz jungen Gelehrten ohne ausgeprägtes wissenschaftliches Profil und ohne grosses gelehrtes Œuvre, die er aber für vielversprechend hielt, ein verantwortungsvolles Ordinariat anzuvertrauen. Innerhalb von bloss zwei Jahren wurden so allein in der Philosophisch-Historischen Fakultät fünf ordentliche Lehrstühle besetzt. Und doch blieb er zeitlebens bei seiner Ansicht, die Dozentenschaft sollte sich aus inländischen und ausländischen Elementen zusammensetzen, ein Grundsatz, den er nach dem Krieg mit Erfolg vertreten hat.

Bei seiner Tätigkeit kam ihm seine ausgesprochene Kontaktfreudigkeit und Spontanität zustatten. Er war von einer fast unersättlichen psychologischen Neugier getrieben, lernte gern und viel Menschen der verschiedensten Geistesrichtungen und Lebensstellungen kennen, beurteilte sie mit feinem Verständnis und empfing von jeder Berührung mit eigenständigen Persönlichkeiten Anregung und Belehrung. Wie unbefangen er Andersdenkenden begegnete, zeigt sein ausgezeichnetes Verhältnis zum sozialdemokratischen Erziehungsdirektor Fritz Hauser, das ihn durchaus nicht in Widerspruch mit seinen eigenen konservativen Überzeugungen brachte. Er erkannte in dem impetuosen Parteipolitiker den

hochbegabten Magistraten, den eifrigen Förderer der Universität. Auf den inneren Wert des Menschen, auf seine Tüchtigkeit stellte Vischer bei seinen Beziehungen zu Mitarbeitern ab, nicht auf parteipolitische Zugehörigkeit.

Während er die neuen Strömungen im Geistesleben interessiert verfolgte, mied er in seiner Lektüre die Modernen. Er las mit Vorliebe die Epiker des 19. Jahrhunderts, wobei er seinem Herkommen und Wesen gemäss den patrizischen Altzürcher Conrad Ferdinand Meyer dem bürgerlichen Neuzürcher Gottfried Keller vorzog. Am liebsten aber las er Jeremias Gotthelf. Dessen konservative Grundhaltung und religiös-christliche Weltansicht sprachen ihn besonders an, nicht nur, weil sie frühe Erziehungserlebnisse im Elternhaus wachriefen, sondern weil er sich in dieser Gedanken- und Gefühlswelt zuhause und geborgen wusste. Einen Nachklang seiner intensiven Gotthelf-Lektüre glaubt man aus seinem reizenden Altersbuch über das «Stöckli» zu vernehmen. Daneben las er auch viel und gern englische Schriftsteller, besonders des 17. und 18. Jahrhunderts, und wusste aus David Hume und Francis Bacon charakteristische Stellen zu zitieren. Die britische Gedankenwelt zog ihn überhaupt an. Während des Weltkrieges, als die Schweiz von allen Seiten eingeschnürt war, gelang es ihm mehrmals, englische Zeitungen zu ergattern. Zufällig erfuhr er so einmal, wie es seinem geliebten, in den britischen Adelsstand aufgestiegenen Bruder gehe.

Ein glückliches Geschick vergönnte es ihm, die Idee des Stöckli nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu leben: in dem unter der Aufsicht seiner Gattin erbauten Haus in Arlesheim, fern von dem Getriebe der

Großstadt und ihren sich jagenden Eindrücken, dem Beruf und der Universität entrückt. Hier stellte sich, wie er es so sehnlich gewünscht hatte, die Abgeklärtheit des Alters ein. Nun konnte er sein Nachdenken vertiefen, den brieflichen Gedankenaustausch intensivieren und sich vermehrt seinen literarischen Anliegen widmen. Er schrieb regelmässig für eine Tageszeitung Betrachtungen über verschiedene Aspekte des Alters; sie haben sowohl durch ihre medizinischen Ratschläge als auch und vor allem durch ihre menschlichen Einsichten einen grossen Leserkreis beeindruckt.

Aber nicht in Schriften und Artikeln, so will uns scheinen, bot er sein Eigenstes, sondern in der lebendigen Wechselwirkung von Mensch zu Mensch. Sich empfänglich und mitteilungsfreudig zu erhalten, war ihm ein wichtiges Anliegen. Wer nach Arlesheim zum Patriarchen Vischer hinaufpilgerte – und mancher tat es, der sich ebenfalls der Grenze des Lebens näherte – fand einen liebenswerten Greis, der am Kamin sitzend mit heiterer Ruhe und frischem Gedächtnis Gestalten, die ihm nahe gestanden waren, heraufbeschwor und Ereig-

nisse, die für ihn entscheidende Bedeutung gewonnen hatten, wieder aufleben liess. Dabei rückte seine engste Familie immer mehr in den Vordergrund. Ergriffen und dankbar erzählte er uns, dass ein Enkel am Heiligen Abend zu ihm heraufgekommen sei, um ihm die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium vorzulesen. Ein frommer Ernst ging vom alten Vischer aus, wie man ihm in der zersplitterten Welt von heute kaum noch begegnet.

Auch als die geistige Beweglichkeit, die ihn früher ausgezeichnet hatte, nachliess, blieb er immer wohlwollend in seinem menschlichen Fühlen, natürlich in seinem Ausdruck, treu in seinem Wesen, fest in seinem Glauben. Umgeben von Kindern und Enkeln – seine Frau war schon vor einigen Jahren gestorben – erfreute er sich in seinem wohlbegründeten, in feinsinniger Gastlichkeit offenen Hause seines ruhigen, gesegneten Daseins. In albaslerischer Schlichtheit hat er gelebt und gewirkt. Deshalb soll, was hier zu seinem Gedächtnis gesagt wurde, nicht mit Tönen endigen, die ihm selber zu hoch und zu laut geklungen hätten.